



SEINEN STECKBRIEF kennen Sie aus der Bibel:

Geboren... «besser nicht» (Mk 14, 21)
«ein Teufel» (Joh 6, 70)
«ein Dieb» (Joh 12, 6)
«ein Verräter» (Joh 13, 2)
Gestorben... «am Strick» (M 27, 1ff.)

Und was sagt Jesus zu diesem Skandal um einen seiner engsten Mitarbeiter, den er einst selbst berufen?

«Freund» (Mt 26, 50) nennt er ihn noch in der Stunde des Verrats; und als die böse Tat ihren Lauf nimmt, ruft er vom Kreuz: «Vater, vergib, sie wissen nicht, was sie tun» (Lk 23, 34)

Vergebung also auch für Judas? Hoffnung für Judas?

Hoffnung für Judas?

Fragen und Gedanken, die nicht neu sind, mit denen sich vielmehr schon der Steinmetz von Vézelay beschäftigt haben muß, der beim Bau der romanischen Klosterkirche in Burgund, im Herzen Frankreichs, da wo die Straßen nach Jerusalem und Compostela sich kreuzen, in einem der herrlichen Kapitelle die Judasgeschichte erzählt hat.

Das war vor mehr als 800 Jahren, einer Zeit, als die Handwerksmeister sich noch in der Bibel und die Bibelgelehrten sich noch im Handwerk auskannten. Und so wird diesem begnadeten Steinmetz unser «Steckbrief» nicht fremd gewesen sein; auch nicht fremd die Judasbilder seiner Zeit, wie er am Strick hängt und eine Teufelsgestalt ihn ins Verderben zerrt.

Aber... unser Bildhauer hatte auch in der Bibel gelesen, bei Lukas (15, 4): «Einer von euch hat hundert Schafe, und eines davon verläuft sich. Er läßt bestimmt die neunundneunzig allein und sucht das verlorene so lange, bis er es findet. Und hat er es gefunden, freut er sich, nimmt es auf seine Schultern und trägt es heim.»

...ein Schaf ...einen Menschen ...einen Freund. Einen Judas?

Der Steinmetz von Vézelay wagt es; wagt diese Übersetzung, diese Zusammensetzung; wagt es, Jesus beim Wort zu nehmen... und er meißelt aus hartem Stein ein Bild tröstlicher Hoffnung...

einen guten Menschen, der Judas vom Strick nimmt,
einen guten Mann, der ihn auf seine Schultern nimmt,
einen guten Hirten, der ihn heimträgt.

Hans Kremer, Aachen

China

Kalligraph Mao — unbeschriebene Chinesen: Personelle oder prinzipielle Konflikte in der Führungsspitze vor und nach Maos Tod? — Er malte seine Zukunftsvision auf die leere Leinwand der Massen — Liebe zum Volk blieb ambivalent: von den Massen lernen oder sie lehren? — Maokult wird jetzt zum Problem — Christen zwischen Enthusiasmus und Verurteilung.
Peter Hebblethwaite, Oxford

Schisma

Lefebvres widersprüchlicher Widerspruch: Eine typisch altfranzösische Affäre — Pressekonferenz in Ecône — Gleiche Revanchegelüste gegen das Konzil wie gegen die Französische Revolution — Als Chefideologe verfestigt der Altbischof die Fronten im Ritenstreit — Älteste Tradition als «protestantisch» erklärt — Lehrmaterialien aus Seminarzeit zur Glaubensregel erhoben — «Ganz allein mit der Wahrheit» — Dem Konzil den Prozeß machen und damit seiner eigenen Unterschrift? — Kontinuität und Diskontinuität am Beispiel der Religionsfreiheit — Sieben Schritte zur Klärung — Der Konflikt als Chance, den tieferen Gehalt des Konzils ins Volk zu bringen — Katholizität ohne Feindbilder.
Ludwig Kaufmann

Marxismus

Wie kam es zu den vielen Marxismen? (1): Geschichte einer Ideologie der Geschichte — Vor hundert Jahren leistete Engels Geburtshilfe für die marxistische Doktrin — Von Marx aber fehlt noch immer die kritische Gesamtausgabe — Alle Marxismen wollen «wissenschaftlich» sein — Ihre Konfrontation mit dem «Historischen Materialismus» — Lenins fünfstufige Menschheitsgeschichte — Sozialismus als Vorhof zur kommunistischen Endgesellschaft — Was Marx vergaß — Gründe der Aufsplitterung — Jeder Nachfolger ein Revisionist. *Robert Hotz*

Entwicklung

Weltkongreß christlicher Unternehmer: Neue Kräfte aus der Dritten Welt bestimmen Thematik und Optik — Fragen der Entwicklungspolitik gewinnen Priorität — Schwarze Industrieführer aus Afrika als ebenbürtige Partner — Ihre Selbstkritik: Mangelnder Austausch innerhalb des eigenen Kontinents — Auch Muslime nutzen die freie Rede dieses christlichen Forums.
Jakob David

Literatur

Der Mensch, der zu fragen vergißt: Edwin Wolfram Dahl und sein Gralsmotiv — Als Gepäck «eine Handvoll Worte» — Das Gefährliche des Schreibens wie ein Waffengang — Worte von Worten ermordet — Der Mensch, aus Frage-Vergessen schuldig, wird am Ende doch betroffen. *Heinrich Lebwalder, Limburg*

Mao Tse-tung – Der Kalligraph und die unbeschriebenen Chinesen

Der Tod Mao Tse-tungs wird die Chinabeobachtung zu einer noch anstrengenderen Übung machen. Er wird gelegentlich Licht auf den mysteriösen Sturz jener Männer, die ihm am nächsten standen, werfen, nämlich Lin Piao und Teng Hsiao-ping. Es war immer schon schwierig, an die Beschuldigungen des «Revisionismus» und der «Gefolgschaft auf dem kapitalistischen Weg», mit denen man sie schlecht machte, zu glauben. Und man versuchte deshalb, ihre Ungnade mit personellen Konflikten in der chinesischen Führungsspitze zu erklären. Aber solange Mao noch lebte, konnte man immer behaupten, daß auch prinzipielle Dinge auf dem Spiele standen. Lin Piao entwickelte angeblich eine Theorie des «individuellen Genius», die der Ansicht Maos, wonach Chinas Genius allein in den Massen liege, entgegengesetzt war. Der unglückliche Teng Hsiao-ping mag sich seinerseits zu eifrig an Maos Ermahnung für «Ruhe und Einigkeit» geklammert und vergessen haben, daß der Klassenkampf unerbittlich weitergeht. («Vergeßt nicht den Klassenkampf!») In Maos Grundsätzen bestand eine gewisse Kohärenz. Er war überzeugt, daß die Massen Chinas' wichtigster Reichtum waren, er zog politische oder ideologische Zuverlässigkeit der technischen Tüchtigkeit vor, wenn es darum ging, Posten zu besetzen; und er glaubte an die reinigende Kraft des Chaos («Je mehr Verwirrung, umso besser!»).

Von den Massen lernen oder die Massen lehren?

Maos Umarbeitung des Marxismus, dieser jüdisch-christlichen Häresie, wurde auf die Bedürfnisse Chinas zugeschnitten. China war und bleibt ein armes Land, und Mao war der Meinung, daß die Bauern unbeschrieben «blank» waren: Ihre Armut machte sie reif für die Revolution, und ihr Unbeschriebensein bedeutete, daß ein begabter Kalligraph, wie er selber, eine Zukunftsvision auf diese leere Leinwand zeichnen konnte (der Bildvergleich stammt von ihm). Dies aber war nichts anderes als eine radikale Abwendung von der marxistischen Rechtgläubigkeit. Nach Maos Version verkörpert die Arbeiterklasse nicht eine privilegierte Einsicht in die Vorgänge der Geschichte, ja ihre technischen Kenntnisse setzen sie vielmehr der Gefahr der *Verbürgerlichung* und des «kapitalistischen Weges» aus. Diese Theorie hat ihre internationalen Auswirkungen, sie führt nämlich zu einer Weltvision, in der die «Landbezirke» (Asien, Afrika, Lateinamerika) die «Städte» (Europa und Nordamerika) ausstatten.

Mao glaubte an die Macht der Bauern. Aber seine «Liebe zum Volk» blieb ambivalent. In unzähligen Ermahnungen scheint er seine Liebe deutlich genug zu erklären: «Geht zum Volk. Lernet vom Volk. Befragt die Massen. Bindet euch an die Massen. Verschmelzt euch mit den Massen. Die wahren Helden sind die Massen.» Aber die Massen sind nur eine potentielle Macht, und es muß ihnen gesagt werden, was sie tun müssen. Wie er selbst bemerkte: «Die Aktivität der breiten Massen, die nicht, wie es sein sollte, durch ein starkes Führungsgremium orientiert wird, kann sich nicht lange halten, noch sich in die richtige Richtung entwickeln und sich selber auf eine höhere Stufe heben.» Eine Flut von Texten bestätigt die Zweideutigkeit: Einerseits wird behauptet, daß «wir von den Massen lernen müssen» und andererseits, daß «die Massen im Denken Mao Tse-tungs erzogen werden müssen.»

Oder umerzogen. Denn das Resultat der Aufmerksamkeit für die Massen scheint die Verachtung des Individuums zu sein. Maos «Mensch» wird nicht durch das Menschsein definiert, sondern durch die Klasse. Jene, die nicht Schritt halten konnten mit der «Linie», wurden ipso facto als Klassenfeinde verworfen. In seinem enormen Projekt einer totalen sozialen

Kontrolle stützte sich Mao nicht auf eine Geheimpolizei à la Stalin, sondern eher auf Gruppenzwang, der an den Zweiflern eine beständige Gedanken-Therapie ausübte; man kann nicht von Dissidenten sprechen, weil solche entweder überhaupt nicht existieren oder dann so tief liegen, daß sie unsichtbar sind. «Klassenfeinde» hingegen wurden oft willkürlich als solche erklärt, gejagt, gezwungen, ihre Irrtümer zu beichten und Buße zu tun auf den Feldern. Der schwerste Einwand gegen Maos System ist der, daß er seine Gegner als Nicht-Personen behandelte. Von der Linie abzuweichen, hieß alle Menschenrechte verwirken. Obwohl dies vielleicht ein vortrefflicher Weg war, die kommunistischen Bürokratien wachsam zu halten, so schien es wahrscheinlich doch auch eine Nation von intellektuell verarmten Konformisten zu schaffen. Obwohl Mao Unternehmungsgeist betonte und gewiß keine Ameisengesellschaft anstrebte, blieb sein «Modell» von Gesellschaft militärisch. Daher die «Brigaden» im Arbeits-einsatz in Feld und Fabrik, bestärkt durch die flatternde rote Fahne.

Wie der Maokult zum Problem wird

Der Maokult gestaltete sich in außerordentlich langen Feiern und ließ daneben Stalins Bemühungen in diese Richtung schwach und amateurhaft erscheinen. Sein blosses Erscheinen erweckte Gefühle von fast religiöser Inbrunst. Die *Peking Review* schilderte eine typische Szene: «Als der Vorsitzende Mao entlang der Reihen revolutionärer Lehrer und Studenten fuhr..., öffneten viele Studenten schnell ihr Büchlein *Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung* und schrieben die gleichlautenden Worte auf das Vorsatzblatt: «Am 18. Oktober, nachmittags um 1.10 Uhr, hatte ich den allerglücklichsten und den unvergeßlichsten Augenblick in meinem Leben, ich sah den Vorsitzenden Mao, die rote Sonne, die nie untergeht.» Kein Auge auf dem Platz blieb trocken.

Der Maokult bildet jetzt, nach seinem Tod, ein akutes politisches Problem. Er war so sehr eine Quelle von Weisheit, ein Führer für die kleinsten Details des Lebens, der Urquell der korrekten «Linie», daß sein Tod ein Vakuum schafft. Eine Unfehlbarkeit, wie sie kein Papst sich je zumaß, wurde ihm zugesprochen. Seine Werke wurden überarbeitet, um jeden Verdacht zu beseitigen, er habe je seine Gedanken geändert – obwohl er es tat. Sein Denken, erklärte Liu Tzu-chiu, «ist die Inkarnation des Marxismus-Leninismus in China; es ist das Symbol der Wahrheit.» Aber je mehr Maos einzigartigen Fähigkeiten gepriesen wurden, umso schwieriger ist das Problem der Nachfolge geworden. Mao konnte unmöglich seine Weisheit oder Autorität weitergeben, es wurde ja immer behauptet, sie seien in seiner reichen Führungserfahrung begründet. Da gibt es keine apostolische Sukzession. Seine Nachfolger werden im Vergleich zu ihm schwächliche Leute sein. Ohne Zweifel werden sie über das Erbe streiten und versuchen, es für ihre eigenen Ziele auszuwerten, aber sie können es nicht mißachten, ohne dadurch unüberwindliche Glaubwürdigkeitsprobleme zu schaffen. Man darf noch keine Ent-Maoisierungs-Kampagne – vergleichbar mit der post mortem Entehrung Stalins – erwarten.

Christen zwischen Enthusiasmus und Verteufelung

Einige Christen, und zwar nicht nur wilde Männer der Linken, hatten gegenüber Mao eine positive Einstellung. Es ist undenkbar, so argumentieren sie, daß Gott die riesige Bevölkerung Chinas – ein Viertel der Menschheit – verlassen haben soll, und es wäre bigott, Gottes Gegenwart auf das sichtbare Tun der Kirche einzuschränken. Gott wirkt durch das Weltliche. Mao hat China gewisse Werte, implizit christliche Werte, gebracht, welche einzupflanzen den christlichen Missionaren nie gelungen war. In Maos Marxismus ist ein ethischer Gehalt, den man anderswo nicht findet. Diese opti-

mistische Sicht von China widerspiegelt sich auch in einer Feststellung der Fides, der Nachrichtenagentur in der vaticanischen Kongregation für Evangelisation: «Eine Mystik uneigennütziger Arbeit im Dienst für andere; ein Streben für Gerechtigkeit; die Begeisterung für ein einfaches und genügsames Leben; das Emporheben der bäuerlichen Massen und die Vermischung der sozialen Klassen – solches sind die Ideale, auf die das heutige China ausgerichtet ist. Aber sind nicht dieselben Ideale unvergleichlich ausgedrückt in den Enzykliken *Pacem in Terris* und *Populorum Progressio*?» (4. April 1973)

Aber es ist doch eine andere Sache, ob man christliche Werte anonym wirksam sieht, oder ob man Mao als zweiten Moses preist. Diese Extravaganz leistete sich Pater *Joachim Pillai* aus Sri Lanka: «Mao führte wie ein neuer Moses sein Volk aus der Knechtschaft des Archaismus, Imperialismus, Feudalismus und Kapitalismus.» Er vergleicht den Langen Marsch Maos mit den Wanderungen der Israeliten in der Wüste Sinais: Genau so wie die zehn Gebote aus der Wüste hervorkamen, so keimte auf dem Langen Marsch die neue Ethik des Sozialismus. *Gustavo Gutiérrez*, der alte Gewährsmann der Befreiungstheologie, ist etwas zurückhaltender und bringt einige Vorbehalte an, aber er kommt trotzdem zum Schluß, daß «die chinesische Revolution ein ungeheures Unternehmen ist, die Massen zu den wahren Machern der Geschichte umzuformen.»

Eine christliche Beurteilung Maos sollte irgendwo zwischen solch einem unkritischen Enthusiasmus und der Verteufelung Maos liegen. Seine Errungenschaften sind nicht zu leugnen. Er gab dem gedemütigten China seinen Stolz zurück. Er er fand ein Entwicklungsmodell, von dem andere Länder der

Dritten Welt viel lernen müssen. Mittels Rationierung nährte er die Hungrigen. Er betonte das «Selbstvertrauen» (Self-Reliance). Seine berühmte Parabel vom alten Narr, der ausgelacht wurde, weil er versuchte, die Zwillingsberge des Feudalismus und Kapitalismus wegzuhacken, will sagen, daß eine wahrhaft kooperative Gesellschaft die schwersten Hindernisse überwinden kann. Die Evangelien reden auch davon, wie man «Berge versetzt», und es wurde oft eine Parallele gezogen zwischen Maos Betonung menschlicher Bemühung und christlich-weltflüchtigem Vertrauen aufs Gebet. Christliches Gebet ist jedoch kein Ersatz für menschliche Anstrengung. Es ist verpflichtender Einsatz.

Die Ironie in Maos Leben ist, daß er, nachdem er den Aberglauben aus China verbannt hatte, dem Heranwachsen neuen Aberglaubens zustimmte und selbst Gegenstand eines Kultes wurde.

Trotz des geschichtlich einzigartigen Versuchs, ein ganzes Volk umzuformen, und trotz der systematischen Ausschließung jeder Transzendenz, gab sein Regime, das vielleicht mehr chinesisch als marxistisch war, Zeugnis für das Bedürfnis nach einem Absoluten. Die Sonne des Ostens geht unter, sie wird nicht wieder aufgehen. In einem seiner Gedichte schrieb Mao:

«In dieser kleinen Welt
stoßen ein paar Fliegen an Wände.»

Peter Hebblethwaite, Oxford

DER AUTOR vollendet derzeit eine Gesamtdarstellung des christlich-marxistischen Dialogs, in welcher der Auseinandersetzung mit China ein größeres Kapitel gewidmet wird. Die Übersetzung des vorliegenden Beitrags aus dem Englischen besorgte Karl Weber.

LEFEBVRES WIDERSPRÜCHLICHER WIDERSPRUCH

Das Dossier *Lefebvre* ist ein Papierberg geworden. Den Löwenanteil liefert in letzter Zeit die französische Presse. Wie dort der «Religionskrieg» geführt wird, bestätigt die Richtigkeit der Aussage, daß der Sitz im Leben für diese Debatte jedenfalls nicht im schweizerischen Wallis liegt. Schon vor anderthalb Jahren nannte an dieser Stelle ein Walliser das Seminar von Ecône ein «Kuckucksei im Bistum Sitten» (*Orientierung* 1975/4, S. 38). Die einheimischen Politiker, die beim Ausbrüten halfen, sind längst durch publikumswirksamere Anheizer aus der «Grande Nation» abgelöst, und während weder die kantonale noch die eidgenössische Fremdenpolizei hier bisher einen Unruheherd gewittert hat, fand es der französische Staatspräsident Giscard d'Estaing für nötig, seinen Botschafter beim Vatikan herbeizurufen um ihm (bzw. über ihn dem Vatikan) seine Sorge über «alles, was die Kirche in Frankreich spalten könnte» zur Kenntnis zu bringen. Der für die Öffentlichkeitsarbeit im französischen Episkopat zuständige Bischof von Bayeux, Jean Badré erklärte sich über die mangelnde Reserve des Staatsoberhauptes «ein ganz klein wenig erstaunt», «ein klein wenig schockiert», «auf jeden Fall ganz sicher erstaunt», ja sogar «sehr stark erstaunt». Womit dieses Intermezzo sein Bewenden hatte. Für den Erzbischof von Paris, Kardinal Marty aber, dem man fürwahr keine schlechten Nerven nachsagt, ist all das, was in den letzten Wochen gegen die französische Kirche und ihren Episkopat an Klagen, Zensuren und Forderungen laut wurde, einfach «zuviel»: zuviel der Widersprüche, zuviel der Anmaßung.

Pressekonferenz in Ecône

Das ist auch der Eindruck, den wir bei einem kürzlichen Besuch in Ecône selber gewonnen haben, obwohl, das sei festgehalten, die ruhige Art, wie der alte Monseigneur sich gab, zunächst einnehmend wirkte. In der Tat: Niemals erhöht

Lefebvre maßlos seine Stimme, und diese klingt weniger wie die eines Eiferers als wie die eines Mannes, der seinen Bekannten zum soundsovielten Male das wiederholt, was er nun einmal als das Plausibelste und Selbstverständlichste der Welt betrachtet. Dabei sei allerdings nicht verschwiegen, daß man beim Abhören seiner auf Band aufgenommenen Predigten von Ecône (29. Juni), Genf (4. Juli) und Lille (29. August) einem sehr viel eindringlicheren, rhetorisch aufdrehenden und provozierenden Ton begegnet. Aber auch wo Vorwurf und Klage mitschwingen, wird diese Stimme nie schrill, und man muß schon hinhören auf das, was sie sagt, um hinter der sanften Modulation des manchmal nur beiläufig Bemerkten das «Horrende» zu vernehmen.

Der Rahmen der Begegnung war ein Schulzimmer. Lefebvre hielt – unter etwelchen Vorsichtsmaßnahmen (Vorzeigen der Ausweise, Eintragen der Namen) so etwas wie «offene Türe»: am 15. September, vier Tage nach seiner Audienz beim Papst in Castel Gandolfo, empfing er ab 9 Uhr Radio und Fernsehen, um 11 Uhr die Presse. Er berichtete die zwar ungewöhnlichen aber auch unwichtigen Einzelheiten, wie diese Audienz zustande kam. Dann durfte man Fragen stellen und erhielt, das sei anerkannt, einige eindeutige Antworten. Gerade weil sie in diesem nüchternen Rahmen erfolgten, wird man Lefebvre um so mehr dabei behaftet dürfen. Die meisten Fragen gingen denn auch von früheren, zum Teil rhetorischen Äußerungen Lefebvres aus, in der Absicht festzustellen, wie weit er daran festhalte oder allenfalls zu Korrekturen oder «Retraktationen» bereit sei, in der Absicht auch, Einwände vorzubringen, um zu erfahren, was Lefebvre darauf zu antworten wisse.

Älter als die «alte» Messe

Eine erste Gruppe von Fragen betraf die heilige Messe, näherhin den von Lefebvre als «Messe de toujours» (die

Messe aller Zeiten) bezeichneten Ritus oder «Ordo» von Pius V. einerseits und die von ihm (in Lille) als «Bastardmesse» ausgerufene Messe des Konzils bzw. Messe Pauls VI. andererseits. Auf zweierlei wurde Lefebvre aufmerksam gemacht. Erstens, daß der Entwurf zur Liturgiereform von der vorbereitenden Zentralkommission des Konzils, deren Mitglied Lefebvre war, gebilligt wurde. Lefebvre hat nämlich in seinen Schweizer Vorträgen vom Februar dieses Jahres behauptet, sämtliche vorbereiteten Entwürfe (Schemata) seien vom Konzil abgelehnt worden und in dieser Ablehnung liege der Aufstand, die Verschwörung und der Abfall des Konzils. Jetzt, an der Pressekonferenz, antwortete Lefebvre, daß er an dem Schema für die Liturgie zwar noch Modifikationen gewünscht, daß er aber einige Reformen, zum Beispiel die Vormesse als Wortgottesdienst in der Volkssprache gebilligt hätte. Was er nicht akzeptieren könne, sei die Übersetzung des *Kanons* in die Volkssprache, denn die Übersetzungen brächten «Irrtümer» mit sich.

Da er nun also auf dem Kanon insistierte, wurde ihm ein Zweites vorgehalten: der Kanon nach dem Ordo Pius V. sei keineswegs der Kanon aller Zeiten: von den «neuen» Hochgebeten entspreche hingegen das Zweite der «Anaphora» des Hippolyt (um 215), das Vierte der Basilius-Anaphora aus dem 4. Jahrhundert, die ihrerseits auf ältere Vorlagen zurückreiche.

Lefebvre antwortete, es komme nicht darauf an, was früher und was später, was älter oder jünger sei. Die neue Liturgie sei «protestantisch», was dadurch bezeugt werde, daß Protestanten fänden, sie könnten sie mitfeiern. Lefebvre, der sich, wie wir gleich sehen werden, sonst auf «Texte» beruft, wick hier jeglichem Textbeweis aus.

In Wirklichkeit hat sich die Liturgiereform ja in erster Linie von der *orientalischen* Tradition genährt. Das bezeugen die beiden erwähnten Vorlagen, von denen die erste (Hippolyt) als sogenannte «Jakobusliturgie» in alle östlichen Kirchen einging und daselbst sogar als die Liturgie der Urgemeinde von Jerusalem verstanden und deshalb mit dem Namen des «Herrenbruders» bezeichnet wurde.

Im übrigen brauchen wir uns beim Thema «Messe» nicht länger aufzuhalten. Es ist ausgiebig behandelt im Artikel von Albert Ebnetter «*Muß der Streit um die Messe die Kirche spalten?*», den wir in Nr. 4, S. 40-44 veröffentlicht haben. Ihm ist nichts beizufügen, vor allem wenn man ihn noch auf dem Hintergrund des ihm in Nr. 3 vorausgegangenen Beitrags von Robert Hotz «*Die Altgläubigen*» über die Geschichte des Schismas innerhalb der russischen Kirche liest.

Festzuhalten ist aber, daß Lefebvre auf der Pressekonferenz seine Kritik keineswegs gegen «nachkonziliäre Auswüchse» gerichtet hat. Vielmehr trat er ausdrücklich der Auffassung entgegen, als könne man die Fehler und Irrtümer dem «Nachkonzil» anlasten und auf diese Weise am Konzil festhalten. Alle Reformen seien ja «im Namen des Konzils» von dessen kompetenten und höchsten Interpreten durchgeführt und gutgeheißen worden.

Tradition aus Schulbüchern

Ferner wurde deutlich, daß es Lefebvre überhaupt nicht ums «Latein» und um liebgewordene Formen des bisherigen Ritus, sondern einzig und allein um die Doktrin, die Glaubenslehre geht. Deshalb nennt er in einem Atemzug mit der Messe und mit den Sakramenten «den Katechismus» und fordert (wie in Lille) die Leute auf, sich mit «ihrem» Katechismus in der Hand den heutigen Bischöfen, also dem lebendigen Lehramt entgegenzustellen. (Daß die Katechismen zu Zeiten sehr verschieden waren, daß sie zum Beispiel von der Aufklärung beeinflußt wurden usw. und daß sie nur in der Verantwortung des jeweiligen Bischofs erschienen, diese Binsenwahrheiten unterschlägt Lefebvre vor seinen Hörern.)

Gefragt, was er unter «Tradition» verstehe, definierte er ohne Zögern: «*Was das unfehlbare Lehramt gelehrt hat*». Das ist ein verblüffend enger Begriff von «Tradition». Eng vor allem

dann, wenn man das Wort «unfehlbar» im theologischen Sinn ernst nimmt und es somit adverbisch (im Sinne der «unfehlbar» verkündeten Lehre) versteht, wie dies die klassischen Bücher tun, auf die sich Lefebvre beruft, die Bücher, nach denen er in seiner eigenen Seminarzeit studiert hat.

Aber siehe da, diese Bücher werden selber zur Regel seines Glaubens:

«Ich stütze mich auf die Wahrheit von immer, auf die Bücher, die ich hier in meiner Bibliothek habe und die die Lehre der Kirche, wie sie immer war, gelehrt haben. Man verlangt von mir das zu verleugnen, was man mir im Seminar gelehrt hat und was ich während fünfzig Jahren priesterlichen und bischöflichen Wirkens in die Praxis umgesetzt habe.»

An diesen Sätzen ist das zweimalige «man» zu unterstreichen. Lefebvre redet hier wie irgend einer, der zum Beispiel im Militär «denen da oben» wie einer anonymen Macht, die er nicht kennt, vorwirft, daß sie zuerst einen Befehl und dann einen Gegenbefehl erlassen hätten. Das paßt zu seiner Beateuerung (wie er sie sowohl vor dem Papst wie vor den Journalisten abgab), er sei nicht der «Chef» der Traditionalisten, sondern «irgendeiner der Millionen von Katholiken, die sich nicht mehr auskennen, sich zerrissen fühlen und die nach irgend etwas Beständigem Ausschau halten». Dieser scheinbar demütigen Eingliederung in eine so große Zahl von Gläubigen steht freilich ein doppeltes Eingeständnis entgegen: erstens daß er nicht wisse, wie groß seine Gefolgschaft sei, zweitens daß ihn dies auch «völlig gleichgültig» lasse: selbst «ganz allein» mit der Wahrheit würde er «in Frieden sterben».

Was ist passiert?

«Ganz allein»? Ein Fragesteller erkundigte sich, wie Lefebvre, der sich doch in anderen Äußerungen als Mann der Autorität gebe, zu einem solch extremen Individualismus gelangt sei: «Am Konzil waren Sie mit 2000-2300 Bischöfen im Verbund, und jetzt stehen sie als einziger oder fast als einziger abseits: Was ist passiert?»

Die Antwort klang hier zunächst sehr unsicher. Lefebvre erklärte, daß er tatsächlich alle Konzilsdokumente außer der Erklärung über die Religionsfreiheit und der Pastoralkonstitution «*Gaudium et spes*» unterschrieben habe. Er wiederholte dann selber die Frage, wie man sie ihm offenbar schon anderswo gestellt hatte: Wie kommt es, daß Sie damals unterschrieben haben und jetzt dagegen sind? Die Antwort:

«Ich befand mich – wie viele andere Bischöfe, ein wenig unter moralischem Druck. Wir sahen, wie der Papst unterschrieb. Und wenn wir auch etwas verblüfft waren ob der Veränderung, glaubten wir, als wir unterschrieben, doch nicht, daß sie so weit gehen würde. Ich meinerseits, als ich den Papst unterschreiben sah, fragte mich, ob ich mich außerhalb dieses Ganzen stellen solle, das zustimmen schien. So haben viele Bischöfe unter diesem moralischen Druck ein wenig «*contre cœur*» unterschrieben, obwohl sie nicht mit allem einverstanden waren und ihre Vorbehalte angemeldet hatten, von denen aber viele nicht angenommen worden waren. Sie unterschrieben trotzdem. Vor der Erklärung über die Religionsfreiheit und vor «*Gaudium et spes*» aber sah ich mich in der Gewissensüberzeugung, daß ich etwas Derartiges nicht unterschreiben könne.

Wieso ich nun allein bin? Das weiß ich nicht. Das ist ein Rätsel (mystère). Aber ich würde sagen: die Wahrheit kann allein sein. Es ist nicht die Zahl, die die Wahrheit macht. – Wer also richtet? Nicht ich richte, die Texte sind es, die richten. Ich könnte sie dem Papst bringen. Ich wollte, ja ich wollte vom Sanctum Officium, von der Glaubenskongregation gerichtet werden. Ich habe den Heiligen Vater gebeten: «Stellen Sie mich vor das Gericht der Glaubenskongregation: ich werde dem Konzil den Prozeß machen. Ich werde dem Konzil den Prozeß machen mit einem Advokaten, mit einigen Advokaten. Erlauben Sie mir, daß ich von zwei oder drei Theologen begleitet werde: miteinander werden wir dann dem Konzil den Prozeß machen! – Aber das werden sie nicht tun.»

Der längst gelaufene «Prozeß»

Diese «Antwort» sollte von einem Psychologen analysiert werden. In der Mitte muß das Wort «Mysterium» herhalten,

um das Vakuum an Erklärung zu füllen. Dann kommen plötzlich die herbemühten «Texte» (gemeint sind – analog zu den oben erwähnten Lehrbüchern – frühere päpstliche Lehräußerungen) dem so mysteriös Alleingelassenen zu Hilfe. Und schon schlägt die beteuerte Bereitschaft, sich einem Glaubensgericht zu stellen, in die Ankündigung um: «Ich werde dem Konzil den Prozeß machen.» Hier kann man nur «Wie bitte?» sagen: *wer* will da *wem* vor *wem* den Prozeß machen? Dieser Prozeß ist doch längst gelaufen: das Konzil selber war das Forum, vor dem er geführt wurde, Bischof Lefebvre hat dort in aller Freiheit reden können, wie jeder andere Bischof auch. Das Konzil ist aber in Gemeinschaft mit dem Papst die höchste Instanz in der Kirche. Es der Glaubenskongregation unterordnen wollen, heißt die Hierarchie auf den Kopf stellen.

Man erinnert sich an ein Pamphlet das in der Konzilsaula verteilt wurde: Darnach wäre das Plenum der Theologischen Konzilskommission und diese ihrerseits dem Hl. Officium untergeordnet gewesen. Es war un schwer zu erkennen, daß die Kreise, aus denen das Pamphlet stammte, mit jenen verwandt waren, die sich später als «*Coetus internationalis patrum*» zusammengeschlossen haben. Lefebvre macht selber kein Hehl daraus, daß er in diesem Kreis eine aktive Rolle gespielt, zum Beispiel die 450 Unterschriften für eine ausdrückliche Verurteilung des Kommunismus zusammengebracht hat. Sein Begleiter und privater Theologe, V. A. Berto, war zudem Sekretär des Coetus. In ihm formierte sich die berühmte «Minderheit», von der jedermann wußte, daß sie von einer starken Gruppe der vatikanischen Kurie sowie von einer Anzahl Vertreter der sogenannten «katholischen Länder» (Italien, Spanien, Lateinamerika) gestellt wurde. Niemand, der das Konzil mitverfolgt hat, konnte übersehen, wie sehr diese Gruppe alles versucht hat, nicht nur um sich Gehör zu verschaffen und ihre Gegenargumente einzubringen, sondern auch um den Papst umzustimmen: niemand kann aber auch vergessen, wie sehr der Papst bemüht war, dieser Minderheit entgegenzukommen. Er griff zu diesem Zweck sogar auf außerordentliche Weise in den Konzilsablauf ein: man denke nur an die «Nota praevia» zum dritten Kapitel der Kirchenkonstitution (Kollegialität der Bischöfe) und an die in letzter Minute eingebrachten Abänderungen zum Dekret über den Ökumenismus.

Wenn aber in einer Frage der «Prozeß» am Konzil mit letzter Gründlichkeit erfolgte, so war es hinsichtlich der *Erklärung über die Religionsfreiheit*, von der Lefebvre sagt, daß er sie – ebenso wie die Pastoralkonstitution «*Gaudium et spes*» – nicht unterschrieben hat. Das Argument, das er dagegen vorbringt, ist am Konzil noch und noch vernommen worden, und wenn demnächst, wie bereits angekündigt, die von Lefebvre am Konzil abgegebenen Voten in den Editions St. Gabriel, Martigny, herauskommen, wird man sehen, daß er dazu heute fürwahr keine «Enthüllungen» bzw. neue Einsichten einbringt, sondern nur wiederholt, was schon damals als Einwand zur Kenntnis genommen wurde: daß die der Erklärung der Religionsfreiheit *den Aussagen früherer Päpste widerspreche*. Namentlich nennt Lefebvre Gregor XVI. (1831–1846) und Pius IX. (1846–1878). Auf diesen Gegensatz hat er sich fixiert: hier, so erklärt er immer wieder, gelte es zu wählen: entweder das eine oder das andere, entweder die Lehrtradition dieser Päpste oder die Neuerung des Konzils.

Bisher – heute: unvermeidliches Entweder-Oder?

Mit diesem «Entweder-Oder» wollen wir uns etwas näher befassen. Was Lefebvre zur Religionsfreiheit sagt, ist typisch für seine gesamte Geistesverfassung, mit der er Autoritäten der Vergangenheit gegen die gegenwärtige Autorität ins Feld führt und so zur «unvermeidlichen Wahl» zwischen der «katholischen» Kirche, wie er sie versteht, und der «konziliaren» Kirche aufruft. Im Brief an seine Freunde und Wohltäter, der aus Ecône vom 29. Juli datiert ist und von der «CH-Saka» auch in deutscher Sprache verbreitet wurde («Einige Überlegungen zur «Suspendierung a divinis»»), heißt es:

«Das Recht auf Religionsfreiheit ist gotteslästerlich, denn es unterstellt Gott Absichten, die Seine Majestät, Seine Ehre und Seine Königswürde

untergraben. Dieses Recht schließt die Gewissensfreiheit, die Gedankenfreiheit und alle freimaurerischen Freiheiten mit ein.¹

Die Kirche, die solche Irrtümer vertritt, ist schismatisch und häretisch zugleich. Diese konziliare Kirche ist also nicht katholisch. In dem Maße, in dem der Papst, die Bischöfe, Priester oder Gläubige dieser Kirche anhängen, trennen sie sich von der katholischen Kirche...»

Hier scheinen wir also wirklich bei dem für Lefebvre entscheidenden Punkt zu sein. Was ist von dieser Alternative «hier die Religionsfreiheit des Konzils – dort die Lehre früherer Päpste» zu halten?

► *Erstens*: Daß es hier eine *Schwierigkeit* für den gibt, der vor allem die *Kontinuität* in der Kirche als einen Wert ansieht, ist zuzugeben. Die Schwierigkeit wurde aber auf dem Konzil durchaus gesehen. Man hat sich mit ihr befaßt, wie sich aus jedem eingehenderen Kommentar zur Geschichte des Dekrets², ja bei näherem Zusehen aus diesem selber ergibt. Am Ende des Vorworts (Nr. 1), das eigens zur Berücksichtigung der Einwände verfaßt wurde, liest man einerseits: was von der überlieferten Lehre *unangetastet* bleibe, andererseits: worin die Lehre *weitergeführt* werde:

Unangetastet bleibe, die «moralische Pflicht der Menschen und der Gesellschaften gegenüber der wahren Religion und der einzigen Kirche Christi», weitergeführt werde die Lehre der «neueren Päpste» über die unverletzlichen Rechte der menschlichen Person wie auch ihre Lehre von der rechtlichen Ordnung der Gesellschaft.

Das heißt im Klartext, daß es schon vor dem Konzil auf dem Hintergrund einer weitreichenden Praxis und Erfahrung eine *Lehrentwicklung* gegeben hat, und zwar hinsichtlich der Voraussetzungen und dem Umfeld der vom Konzil verkündeten Lehre.

Zu fragen ist allerdings, ob zumal die *sozialen Rundschreiben* der Päpste, von denen hier die Rede ist, in ihrem hier bezeichneten Lehrgehalt (Personwürde) von den Kreisen, in denen Lefebvre wurzelt, überhaupt zur Kenntnis genommen wurden. Man braucht dafür nur an gerade aus

¹ Daß es ein förmige Vorstellungen von *Autorität* sowohl im religiösen wie im politischen Bereich sind, die Lefebvres Gegnerschaft zur Religionsfreiheit, aber auch zur Kollegialität und Mitverantwortung samt allen Formen der Demokratisierung bestimmen, kann man im angeführten Zitat an den monarchischen Zügen sehen, die Lefebvres Gottesbild prägen. Lefebvre kommt aber weniger von einem romantisch-nostalgischen Royalismus, als von der militanten antidemokratisch-autoritären Ideologie der «*Action française*» her. Sie bricht jeweils durch, wenn er, wie in Lille, vom «*Règne social du Christ*» spricht. Das dort spontan ausgesprochene, entlarvende Lob für Argentinien, das etliche «unpolitische» Teilnehmer abstieß (vgl. Zeugnisse in «*L'Express*», Paris Nr. 1313), hat Lefebvre an der Pressekonferenz in Ecône generell auf eine starke «Ordnung» bezogen sehen wollen. Über die Prägung Lefebvres durch die «*Action française*» während seiner Studienzeit am französischen Seminar in Rom, vgl. die Publikation von Abbé Jean Anzévi, *Le Drame d'Ecône, Historique, analyse et documents*, Editions Valprint S.A. Sion 1976 (die deutsche Übersetzung erscheint dort in diesen Tagen). Auf S. 13ff. geht Anzévi der Frage nach, wie weit diese «Inspiration» im Seminar Lefebvres Verhalten und Aktivität am Konzil bestimmt hat. Die «*Action française*» wurde nota bene schon unter Pius X. vom Hl. Officium geheim, unter Pius XI. öffentlich verurteilt. Unter Pius XII. fand eine Unterwerfung bzw. Versöhnung statt, die eine Aufhebung des Verbots zur Folge hatte.

² Vgl. außer der bekannten Darstellung von Pavan im Lexikon für Theologie und Kirche (Ergänzungsband II) jene von Jérôme Hamer (heute Sekretär der Glaubenskongregation): Geschichte des Textes der Erklärung, in: J. Hamer/Y. Congar (Hrsg.), Die Konzilerklärung über die Religionsfreiheit, Paderborn 1967, 59–123. Auch wenn die Schwierigkeit nicht voll bewältigt und die Einwände nur zum Teil entkräftet werden konnten, wird niemand bestreiten können, daß das Konzil in dieser Frage «en-connaissance de cause» entschieden hat. Zu erinnern wäre besonders an das befürwortende Votum von Kardinal Journet vor der Schlußabstimmung. Es ist schade, daß dieser auch unter Traditionalisten angesehene Mann heute nicht mehr in die Debatte eingreifen und Lefebvre entgegen treten kann. Nicht zuletzt ist hier an seinen großen Band «*Exigences chrétiennes en politique*», Paris (Egloff) 1944 zu erinnern.

Lefebvres Heimat (Nordfrankreich/Lille) berichtete Beispiele zu erinnern, wo von Unternehmenseite die Verkündigung und erst recht die Anwendung der Rundschreiben «Rerum novarum» und «Quadragesimo anno» massiv bedroht und unterdrückt wurden.

Neue Erfahrungen bedingen neue Fragestellungen

► *Zweitens*: von einem eigentlichen Widerspruch könnte nur gesprochen werden, wenn die *Fragestellungen* und der *historische Kontext*, aus der sie geboren sind, dieselben wären. Die von Lefebvre angezogenen Texte waren pauschal gegen den «Liberalismus» und im besonderen gegen die «Gleichgültigkeit» aller Religionen (Indifferentismus) gerichtet. Ihr Kontext war derjenige einer stark antiklerikal geprägten Kampf- und Revolutionszeit auf der einen, der noch bestehenden Verflechtung des päpstlichen Amtes mit politischer Macht (Kirchenstaat) auf der anderen Seite: Lefebvres «Kronzeugen» – Texte stammen aus der Enzyklika «Mirari vos» von 1832 und aus dem «Syllabus» von 1864. –

Für das Zweite Vatikanum steht das «bei den Menschen unserer Zeit» gewachsene «Bewußtsein» von der «Würde der menschlichen Person» (*Dignitatis humanae personae*: so lauten bekanntlich die Eingangsworte) sowie die Forderung nach «rechtlicher Einschränkung der öffentlichen Gewalt» im Vordergrund. Dahinter steht die *Erfahrung mit den totalitären Staatsformen*. Gerade auf diesen Punkt wurde auch in der Pressekonferenz aufmerksam gemacht. Aber daß eine solche Erfahrung (Kommunismus, Nazismus) die Fragestellung entscheidend verändern könne, wollte Lefebvre nicht zugeben: er meinte die theologischen Prinzipien des *Verhältnisses von Kirche und Staat* stünden seit eh und je fest, so wie er sie seinerzeit in einem von der Päpstlichen Universität Gregoriana herausgegebenen Buch über das öffentliche Recht der Kirche gelernt habe.

► *Drittens*: Im Sinne von Lefebvres Definition «Tradition= unfehlbares Lehramt» müßte gefragt werden, ob über das Verhältnis von Kirche und Staat überhaupt je etwas «unfehlbar» gelehrt wurde und gelehrt werden konnte. Ist dies nicht geradezu ein in die Augen springender Fall einer wesentlich mit den geschichtlichen Verhältnissen verknüpften und sich *notwendig* wandelnden Frage? Bezeugt nicht allein schon ein Blick auf die mit der Feudalordnung des Mittelalters verflochtenen päpstlichen Äußerungen deren historische Bedingtheit und Vergänglichkeit? Wenn aber auf einzelne verurteilende Sätze verwiesen wird, so ist nochmals zu fragen, was genau sie abwehren (zum Beispiel eine mit «Indifferentismus» verknüpfte Propagierung von Gewissensfreiheit), wogegen ihre positive Aussage oft viel unbestimmter bleibt.

Kontinuität und Diskontinuität in der Heilsgeschichte

► *Viertens*: Es kann nach dem Evangelium für die Kirche nicht nur Kontinuität geben. Wo bliebe sonst der Anlaß zu jener «Busse», die nach den einhelligen neutestamentlichen Texten sowohl «Umkehren» wie «Umdenken» bedeutet? Wo blieben die Neuanfänge und Neuansstöße, von denen die Heilsgeschichte des alten Bundes (Propheten, Cyrus usw.)⁸ lebt und auf die auch das Gottesvolk des Neuen Bundes

⁸ Der ganze heilsgeschichtliche Background des Konzils, der sich in den Dokumenten über die Kirche (Volk Gottes) und die Offenbarung (Handeln Gottes in der Geschichte) niedergeschlagen hat, scheint Lefebvre fremd geblieben zu sein. Es ist typisch für ihn, daß er das Zweite Vatikanum immer «nur pastoral, nicht dogmatisch» nennt und die beiden obgenannten *Dogmatischen* Konstitutionen nie erwähnt. Desgleichen hat er offensichtlich die *Erklärung der Glaubenskongregation* «Mysterium Ecclesiae» (1973) über die *geschichtliche Bedingtheit und Überholbarkeit dogmatischer Aussagen* noch nicht bzw. nicht mehr zur Kenntnis genommen (vgl. dazu: Orientierung 1973, S. 151f., ferner die Beiträge, die unter den Stichworten «Unfehlbar», «Fall Küng» zu finden sind. So wurden auch «Widersprüche zwischen Konzilien» auf der Titelseite Nr. 11/1974 zum Thema gemacht.)

(Ordensgründungen, Kirchenreformen) angewiesen ist? Vielleicht muß man dem Konzil gerade den Vorwurf machen, daß es mit Rücksicht auf die genannte Minderheit die *nötige Diskontinuität* zuwenig deutlich markiert und thematisiert hat. Immerhin wurde ein Versuch, die neuen Aussagen der Religionsfreiheit mit den früheren päpstlichen Verurteilungen im Sinne einer vorgetäuschten Kontinuität zu harmonisieren, abgelehnt. Der Text der Erklärung kommt in Nr. 12 auf die Frage zurück. Da ist einerseits von der *Treue* der Kirche zur Wahrheit des Evangeliums die Rede, insofern sie den Grundsatz der religiösen Freiheit «der menschlichen Würde und der Offenbarung Gottes gemäß» sehe und insofern sie die Lehre bewahrt und weitergegeben habe. Andererseits heißt es dann:

«Gewiß ist bisweilen im Leben des Volkes Gottes auf seiner Pilgerfahrt – im Wechsel der menschlichen Geschichte – eine Weise des Handelns vorgekommen, die dem Geist des Evangeliums wenig entsprechend, ja sogar entgegengesetzt war.»

So allgemein, so zögernd, wenn nicht herunterspielend, dieser Satz formuliert ist: das Eingeständnis einer *institutionell* zu verstehenden verkehrten *Praxis* ist nicht zu übersehen. Wer weiterliest, erhält sie sogar noch einigermaßen verdeutlicht (auch wenn der Name Inquisition und der Hinweis auf Folter fehlt). Da steht nämlich, die (dieser Praxis entgegengesetzte) «*Lehre*» der Kirche habe trotzdem die Zeiten überdauert, daß nämlich «niemand zum Glauben gezwungen werden darf».

► *Fünftens*: Wer – auf dem Hintergrund des evangelischen Bußrufs und einer dauernden oder akuten Aufgabe der Reform – in der *Diskontinuität* vor allem einen Wert sieht, wird auch am Konzil und zumal in der Religionsfreiheit gerade diesen betonen. An Autoren, die die Korrektur betonen und den Nachweis von Kontinuität in dieser Frage bewußt ablehnen, hat es nicht gefehlt, und es ist dann nur konsequent, dem sogenannten «authentischen» Lehramt seine Fehlbarkeit vorzurechnen. Entsprechende Zitate kann man in den theologischen Überlegungen von *Josef Bruhin* zum Verhältnis von Kirche und Staat⁴ nachlesen. Es ist nicht zu leugnen, daß im Zuge des Ereignishaften auch die Berichterstattung über das Konzil, die beweisen wollte, daß wirklich etwas «passiere», die Diskontinuität einseitig herausgestellt hat. Man muß sich nicht wundern, daß solche «Zeugen» des Konzils von den Verfechtern der Kontinuität heute als «Gegenzeugen» angeführt werden.

► *Sechstens*: Wer die Diskontinuität in der extremen Form von Lefebvre herausstellt, muß, wenn er dabei auf Abfall schließt, mindestens den Beweis antreten. Widersprüchlich aber ist es, wenn Lefebvre es auf der einen Seite ablehnt, daß die Kirche überhaupt auf Ab- und Irrwege gelangen könne und sich dementsprechend im Sinne des Konzils habe «bekehren» müssen, daß er aber handkehrum eben dieser Kirche des Konzils den Abfall vorwirft und ihr jetzt gesamthaft eine Bekehrung zu seiner vorkonziliären Position zumutet.

► *Siebtens*: Hinter dem «Entweder-Oder» Lefebvres stehen *Feindbilder*. An erster Stelle die Französische Revolution und die *katholischen Liberalen* des 19. Jahrhunderts.⁵ So sehr ist er

⁴ Josef Bruhin: Die beiden Vatikanischen Konzile und das Staatskirchenrecht der Schweizerischen Bundesverfassung, Theologische Überlegungen zum Verhältnis von Kirche und Staat, Freiburg/Schweiz 1975, Seite 191–193, vgl. ebendort die Bibliographie.

⁵ Wie sehr bei Lefebvre der «Liberalismus» zur fixen Idee geworden ist, läßt sich an den verschiedensten Verlautbarungen zeigen, die die Verurteilungen des «protestantischen Liberalismus» schon mit dem Konzil von Trient beginnen lassen, wie Lefebvre überhaupt gerne «Protestanten, Freimaurer, Liberale» in einen Topf wirft. Sie alle hört er «triumphieren»: Endlich wird die Ära der katholischen Staaten verschwinden. Gleiches Recht für alle Religionen! («Die freie Kirche im freien Staat»), die Formel von Lamerinais». Dieser Name zeigt, daß er es vor allem auf die «liberalen Katholiken» abgesehen hat. Von den «katholischen Staaten» beklagt er auch sonst etwa (Schweizer Vorträge, Februar 1976), daß sie durch die Erklärung der Religionsfreiheit «diskriminiert» worden seien. Das paßt zur eingangs erwähnten Zusammensetzung des «Coetus internationalis».

von diesem Feindbild beherrscht, daß er es wie einen Raster auf das Konzil legt. Die drei Parolen «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» findet er wieder in der Religionsfreiheit, in der Kollegialität der Bischöfe und im Ökumenismus des Konzils. Er schleppt aber diese Feindbilder nicht nur mit sich, er züchtet sie bei seinen Hörern, und zwar mit einer geradezu phantastischen «Verschwörungsgeschichte». Danach hätten die *Freimaurer* schon in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts (1844) ein «vollkommen ausgearbeitetes Programm der Zerstörung der Kirche» entworfen: das Konzil habe dieses Programm verwirklicht, und zwar aufgrund einer «geheimen Vorbereitung» der Kardinäle der «beiden Rheinufer» (von Lyon bis Wien!). Dieser «Rheinbund» habe als «europäische Allianz» das Konzil unterwandert bzw. mit «einem Gewaltstreich» erobert. Zu dieser ganzen phantastischen Geschichte, die Lefebvre ausgerechnet in seinen Schweizer Vorträgen (Februar 1976 in Zürich, Basel, St. Gallen und Luzern) zum besten gegeben hat und die vom Organ des Senders «Vox Fidei» («Stimme des Glaubens», März 1976) zum Überfließ noch schriftlich verbreitet wurde, ist in unserem Kontext nur eines zu sagen: Gerade für die Religionsfreiheit hat sie schon rein geographisch daneben. Denn die Kräfte, die sich dafür einsetzten und sogar aufopferten, kamen nicht aus Europa, sondern aus Amerika. Die Namen von Kardinal Ritter (Saint Louis) und von Pater J. C. Murray SJ in Erinnerung zu rufen, dürfte hier genügen.

Was Lefebvre in diesen Vorträgen über das Konzil dahergeredet hat, spottet jeder Beschreibung: es konnte nur von Ahnungslosen ernst genommen werden, deren Unwissenheit über die tatsächlichen Vorgänge und vorgeschriebenen Verfahren am Konzil Lefebvre schamlos ausgenutzt hat. Daß aber immer etwas hängen bleibt, kann man bis hin zu den Kritikern Lefebvres verfolgen. Es beweist nur, was kürzlich Kardinal Garonne sagte: «Die Leute haben keine Ahnung vom Konzil.» Deshalb wird auf Lefebvres Quelle, die französische Ausgabe von Wiltgens «Der Rhein fließt in den Tiber» vielleicht einmal eigens zurückzukommen sein. Der Autor des englischen Originals hat bereits zu wissen gegeben, daß er von Lefebvre falsch wiedergegeben werde.

Neue Chance für Grundimpulse des Konzils

Vor allem aber ist zu fragen, ob nicht der Augenblick gekommen ist – in Frankreich wird dies bereits gesehen –, aus der Not eine Tugend zu machen und *den Gläubigen wie den Priestern das Ereignis und den Prozeß des Konzils mit einem neuen Elan nahezubringen*. Mit dem bloßen Appell zum Gehorsam ist es nicht getan.⁶ Und erst recht hilft es nicht, ängstlich zurückzustecken und möglichst wenig von dem zu reden, was am Konzil gerade angegriffen wird. Vielmehr gilt es, *sich überzeugend zu den Grundimpulsen, zu den entscheidenden Ein-*

sichten und Forderungen zu bekennen und nicht zuletzt in den Massenmedien von der Konfliktsituation zu profitieren, um dem «neuen Denken» als Hilfe zu heutigem *Glauben* in breiteren Kreisen Eingang zu verschaffen. Alle, ob Bischof, Priester oder Laie, sind aufgerufen, sich der Herausforderung zu stellen und den Erweis zu erbringen, daß die *Kirche des Konzils* – gemäß der übereinstimmenden Deutung ihrer beiden Päpste Johannes und Paulus – sowohl im Raum wie in der Zeit die Weite wirklicher *Katholizität*, die *Vielfalt* in der Einheit verkörpert und daß sie zur Wahrung ihrer «Identität», d. h. der *Einheit* in dieser Vielfalt, nur des freudigen Zeugnisses einer gemeinsamen Hoffnung und einer «für alle offenen» Liebe bedarf, nicht aber der Feindbilder, um sich davon abzugrenzen.

* * *

Die Pressekonferenz in Ecône wurde, als die Fragesteller insistierten, von einer stechend dreinschauenden Aufsichtsfigur in Soutane unverhofft abgebrochen. Lefebvre meinte zum Schluß, es bräuchte nur «ein Wort» des Papstes, es bräuchte nur die Erlaubnis, «im Rahmen des heutigen Pluralismus» das «Experiment der Tradition» zu machen. Dieses Experiment aber besteht darin, *diese* Tradition als das allein Wahre zu erklären, jede andere auszuschließen und zu verdammen. So wie Lefebvre für sich die Wissenschaftsfreiheit beansprucht, um eben diese abzulehnen, so den Pluralismus, um ihn an den Pranger zu stellen. – Beim Ausgang des Seminars von Ecône konnte man sich noch mit Schriften versehen. An Büchern lagen einzig zwei auf: «Le Libéralisme Catholique» und «Le Libéralisme est un péché». Beide handeln vom letzten Jahrhundert. Besonders das zweite heizte damals den Streit unter den französischen Katholiken auf. Es wurde 1884 herausgegeben. Lohnt es sich, 90 Jahre später die alten Querelen aufzuwärmen und dafür aus der ganzen Welt junge Leute anzuwerben? Die neueste Broschüre, die neben diesen Büchern lag, nennt sich «Ecône, portes ouvertes» und zeigt die freundliche Vaterfigur Lefebvres, wie er den schmalen Seminareingang halb offen hält. Öffnet man aber die Broschüre, so findet man nach einem ersten Teil «Was ist Ecône?» als bald einen zweiten «Die Krise der Kirche – Der Feind ist zur Stelle». Die Verteufelungen gehen auch hinter der «offenen Türe» weiter. Offen so fragt man sich, für wen, offen wofür?

Ludwig Kaufmann

⁶ Man beachte das Beispiel, das auf früher mit Ecône sympathisierender Seite A. Guillet in *Timor Domini* Nr. 3 vom 25. 8. gibt. Er ruft nicht nur zum Gebet um Versöhnung und zur Vermeidung eines Schismas auf, sondern erklärt: «Wenn wir *katholisch* bleiben wollen, müssen wir *das Konzil anerkennen*, und zwar *aus innerster Überzeugung, im Vertrauen auf die Führung des heiligen Geistes*: Das Konzil war gottgewollt und auch notwendig.»

VOM EINEN MARXISMUS ZU DEN VIELEN MARXISMEN (I)

Eigentlich müßte man zu Ende des Jahres 1976 den hundertsten Jahrestag der Begründung des Marxismus als einer systematischen Doktrin feiern. Denn im Jahre 1876 verfaßte *Friedrich Engels* seinen «Anti-Dühring», in welchem er die Gedankengänge seines Freundes Karl Marx in eine Form zu bringen suchte. Marx selbst war alles andere als ein systematischer Denker gewesen, der sich – um mit Arnold Künzli zu sprechen – «allzu gerne von seinen Emotionen hinreißen ließ und der gewissermaßen eruptiv dachte, nicht kritisch abwägend. So sind seine Schriften voll von Mehrdeutigkeiten, ja von Widersprüchen. Man kann mit Hilfe authentischer Marx-Zitate einen streng deterministischen, beinahe fatalistischen Marx konstruieren, für den der Mensch ein bloßer Spielball objektiver geschichtlicher «Naturgesetze» ist, und man kann mit Hilfe anderer Zitate einen subjektivistischen Marx konstruieren, für den die Geschichte das Produkt des autonomen Menschen ist.»¹

Wer weiß, ob ohne die Geburtshilfe eines Engels der Marxismus je zu jener Doktrin geworden wäre, die noch heute – positiv und negativ – viele Menschen in ihren Bann schlägt. Und es war nochmals Engels, welcher Marx nach dessen Tode zum Propheten der proletarischen Revolution um- und hochstilisierte.

Zwar hat der Marxismus im Verlaufe der vergangenen hundert Jahre unzählige Spielformen und Abarten entwickelt, die zum Teil mit den Intentionen eines Marx nicht mehr viel gemeinsam haben, aber noch immer gilt in diesen Kreisen Marx als eine Art von Kirchenvater und sein Werk beinahe als Evangelium. Und wie aus dem Evangelium werden auch oft willkürlich gerade jene Sätze herausgepickt, die dem eigenen Nutzen dienlich scheinen.

Allerdings ist die Hl. Schrift schon längst in kritischen Ausgaben zugänglich, was man vom Werk eines Karl Marx

keineswegs behaupten kann. Obwohl auf rund einem Drittel der Erde der Marxismus heute als Staatsdoktrin gilt, fehlt noch immer eine historisch-kritische Gesamtausgabe von Marxens Werk. Der 1927 von David Rjasanow (eigentlich Goldendach) in Moskau begonnene Versuch zu einer solchen endete damit, daß nach dem Erscheinen der ersten Bände der sogenannten MEGA Rjasanow von Stalin 1931 in die Verbannung geschickt wurde. Der georgische Diktator fand es nicht für opportun, die Marxschen Gedankengänge genauer kennenzulernen. (Manche Anhänger oder Kritiker von Marx hätten unter Stalin keine Verbannung zu riskieren brauchen, da sie Marx entweder nie oder kaum je kritisch gelesen haben.)

Doch dieweil sich der Marxismus für manche seiner Anhänger von einer sozialen Utopie zu einer Art Heilslehre verwandelte, wurde er für viele seiner Kritiker insbesondere unter den Christen zu jenem Ort, wo sie seit etwa fünfzig Jahren das Böse lokalisieren und damit gleichzeitig auch ein Alibi für ihre Anhänglichkeit an die kapitalistische Wirtschaftsordnung finden.

Für den russischen Ex-Marxisten und Religionsphilosophen *Nikolai Berdjajew* schien allerdings der Kapitalismus mit seiner Vergötzung des Geldes, der Reduktion des Menschen auf die Arbeitskraft und der Zurückweisung geistiger Dimensionen genauso wenig mit dem Christentum vereinbar wie ein marxistischer Materialismus, der den Sinn für das Jenseitige im Menschen zerstört und damit die menschliche Person zu einem bloßen Werkzeug im Dienste an einer sozialen Totalität macht.²

Berdjajew scheute sich nicht, die Herausforderung des Kommunismus anzunehmen, eine Herausforderung, die sowohl in dessen Lüge als auch in dessen Wahrheit besteht. Er sah die Lüge des Kommunismus in dessen antichristlicher Verneinung des Geistes, die letztlich auch die eigentliche Würde des Menschen als Geistwesen negiert. Aber er anerkannte im Kommunismus als Wahrheit, daß dieser auf jenen Gebieten Antworten zu geben sucht, welche ein entartetes Christentum schon längst zu geben vergessen hatte.³

Aus diesem Grunde erscheint es durchaus gut und sinnvoll, wenn die Christen mit den Marxisten, welcher Schattierung sie auch angehören mögen, sprechen und deren Äußerungen nicht nur kritisch, sondern auch selbstkritisch überdenken. Dies setzt allerdings gleichzeitig auch voraus, daß man die Grundlagen und Voraussetzungen des Gesprächspartners einigermaßen kennt und sich gleichzeitig vom Irrtum befreit, daß man den ideologischen Gegner kurzerhand und undifferenziert auf der Linken oder Rechten lokalisieren und einordnen könne. Auch der Marxismus hat im Verlaufe der Jahre beinahe so viele unterschiedliche Formen und Gruppierungen hervorgebracht wie das Christentum Kirchen und kirchliche Gemeinschaften.

Jede dieser marxistischen Gruppierungen will natürlich auch die alleinige Wahrheit besitzen. Die meisten von ihnen behaupten zudem, daß die von ihnen vertretene Ideologie eine «wissenschaftliche» sei, was bedeutet, daß diese eigentlich an der geschichtlichen Wirklichkeit überprüfbar sein sollte. Darum sollen hier alle diese «Marxismen» in ihren verschiedenen Ausprägungen mit dem marxistischen Geschichtsbild konfrontiert werden.

Zum besseren Verständnis sei dieses Geschichtsbild kurz in Erinnerung gerufen, wobei wir uns weitgehend auf die Darstellung abstützen, die sich im kommunistischen Lehrbuch «*Grundlagen des Marxismus-Leninismus*» findet. Diese schematische Darstellung des marxistischen Geschichtsverständnisses, wie wir sie im Folgenden darstellen, geht auf *Lenin* zurück und bedeutet insofern eine gewisse Verkürzung der Auffassungen von Marx und Engels, als diese (zumindest für den asiatischen Raum) nicht bloß fünf Gesellschaftstypen annahmen. Dabei hätte jene Gesellschaftsform mit einer Büro-

Das marxistische Geschichtsbild nach Engels

«Die neuen Tatsachen zwangen dazu, die ganze bisherige Geschichte einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, und da zeigte sich, daß alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen war, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Produktions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Wort der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche; daß also die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus der der gesamte Überbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind. Hiermit war der Idealismus aus seinem letzten Zufluchtsort, aus der Geschichtsauffassung, vertrieben, eine materialistische Geschichtsauffassung gegeben und der Weg gefunden, um das Bewußtsein der Menschen aus ihrem Sein, statt wie bisher ihr Sein aus ihrem Bewußtsein zu erklären.»*

Friedrich Engels, Einleitung zum «Anti-Dühring» (1876)

* Diese Grundvoraussetzung haben sich auch die Vertreter des Marxismus-Leninismus zu eigen gemacht. Es ist dies der Glaube an die angeblich wissenschaftliche Erkenntnis des notwendigen Geschichtsverlaufs, der deshalb zur Befreiung der Menschen führt, weil Freiheit als die erkannte Notwendigkeit definiert wird. R.H.

kratie als herrschender Klasse, die Marx und Engels in Asien lokalisierten, gar nicht so schlecht als Beschreibung des von Lenin begründeten sowjetischen Sozialismus gepaßt.

Geschichtsverständnis des «Historischen Materialismus»

Nach leninistischer Auffassung wird der Verlauf der Menschheitsgeschichte durch die Entwicklung und Ablösung ökonomischer Gesellschaftsformationen bestimmt. Insgesamt habe die Menschheit bisher deren vier durchlaufen, nämlich Urgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalgesellschaft und kapitalistische Gesellschaft, und befinde sich derzeit in der Übergangsphase zur kommunistischen Gesellschaft, die als Sozialismus bezeichnet wird.⁴

Die *Urgesellschaft* der Jäger und Sammler sei entstanden, nachdem der Mensch sich in einem langen Prozeß jene Eigenschaften durch Arbeit erworben habe, die ihn von allen anderen Lebewesen unterschieden. Als Arbeitsinstrumente waren nur primitivste Geräte vorhanden. Die Antriebskraft blieb auf die Muskelkraft des Menschen beschränkt. Zur Sicherung der Existenzmittel war gemeinsame Arbeit erforderlich, welche wiederum ein gemeinschaftliches Eigentum an Produktionsmitteln voraussetzte.

Die zunehmende Entwicklung der Produktivkräfte (i.e. der Arbeitsinstrumente) führte jedoch mit der Zeit zum Untergang der Urgesellschaft. Der eigentliche «Sündenfall» (aus kommunistischer Sicht) begann mit dem Austausch der Arbeitsprodukte, durch den das Bedürfnis nach gemeinsamer Arbeit zerstört wurde. Es kam zur Arbeitsteilung und damit verbunden zur Entwicklung von Privateigentum, das seinerseits die Möglichkeit zur Ausbeutung einschloß.

Die *Sklavenhaltergesellschaft*, die sich nun herausbildete, war eine Folge der herangewachsenen Produktivkräfte, die neue Produktionsverhältnisse zwischen den Menschen erforderten. Die Gesellschaft zerbrach in zwei antagonistische Klassen, die Sklavenhalter und die Sklaven. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen begann, wobei der Stand der Produktiv-

kräfte nur eine Ausbeutung zuließ, wenn man die Ausgebeuteten aller Rechte beraubte und sie auf ein Existenzminimum setzte, da sich der Ausbeuter nur so einen Teil des von den Sklaven produzierten Produkts aneignen konnte.

Um die Ausbeuter zu schützen, wurde ein spezielles Zwangsinstrument geschaffen, der Staat, der mit seinen Gesetzen den Willen der Herrschenden zum Ausdruck brachte. Mit der Geringschätzung der körperlichen Arbeit, die als eines freien Mannes unwürdig erachtet wurde, kam es zur Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit, durch die sich die Idee von der Ungleichheit der Menschen einbürgerte.

Die Arbeitsteilung zwischen Landwirtschaft und städtischem Handwerk vertiefte sich und bedingte sowohl eine Spezialisierung als auch eine Vervollkommnung der Produktivkräfte. Da eine solche jedoch nicht im Interesse der Sklavenhalter lag, entwickelte sich eine revolutionäre Situation, welche zu Aufständen führte. Diese schwächten den Sklavenhalterstaat so sehr, daß er unter den Schlägen der Barbarenvölker zusammenbrach.

Die nun einsetzende *Feudalordnung* zeichnete sich vor allem durch den Besitz des Feudalherren an den Produktionsmitteln, insbesondere an Grund und Boden, aus. Er hatte Anrecht auf die Arbeitskraft der Bauern, die allerdings – wie die Handwerker – privates Eigentum besitzen durften. Dies kam der Entwicklung der Produktivkräfte zugute, was zu einer Ausweitung des Handels führte, der seinerseits eine schnellere Entwicklung der Produktion erforderte.

Der Antagonismus zwischen Feudalherren (inkl. Kirche) und leibeigenen Bauern nahm dadurch zu. Eine zeitlang konnten sich die Feudalherren, aber durch den Ausbau der Militärmacht noch durchsetzen.

Als sich jedoch eine kapitalistische Produktionsweise herausbildete und die Bourgeoisie als Träger derselben einen «freien» Arbeitsmarkt brauchte, geriet auch diese mit dem Feudalismus in Konflikt. Sämtliche mit der Feudalordnung unzufriedenen Klassen und Schichten schlossen sich mit der Bourgeoisie zusammen, was zum Ausbruch der bürgerlichen Revolutionen führte.

In der *kapitalistischen Ordnung* wurden die Ausbeutungsmethoden verfeinert. Zwar waren die Arbeiter jetzt persönlich unabhängig geworden, aber da die Kapitalisten die Produktionsmittel als Privateigentum besaßen, wurden die Arbeiter gezwungen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen. Den durch die Lohnarbeit erzeugten Mehrwert schöpften die Kapitalisten als Profit ab.⁵

Die Ausnützung der Wissenschaft im Produktionsprozeß förderte noch die stürmische Entwicklung der Produktivkräfte. Die Arbeitsteilung vertiefte sich weiter, und zwar nicht mehr bloß in den einzelnen Ländern, sondern auch zwischen diesen.

Und wieder entstanden zwei antagonistische Klassen, die Kapitalisten als Ausbeuter und die Arbeiter als Ausgebeutete. Auch hierbei mußte der Widerspruch schließlich in eine Revolution münden. Die Arbeiterklasse stürzt im Zusammenschluß mit allen Werkträgern den Kapitalismus, um eine Ordnung zu schaffen, welche keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen mehr kennt: den Sozialismus.

Die *sozialistische Gesellschaftsordnung* ist nach marxistischer Vorstellung nur eine Übergangsphase zum Kommunismus, gewissermaßen der Vorhof zum irdischen Paradies. Der erste Schritt zur «Erlösung» besteht darin, das Privateigentum an den Produktionsmitteln, diesen Ursprung allen Übels, abzuschaffen und die Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum überzuführen. Dadurch findet die Ausbeutung des Arbeiters durch den Privatkapitalisten sein Ende. Jeder Arbeiter wird im Sozialismus seinen Fähigkeiten und seiner Leistung entsprechend entlohnt.

Gründe der Aufsplitterung

Marx vergaß es allerdings, wie auch in anderen Fragen, sich genauer darüber zu äußern, «wie die Gesellschaft nach Aufhebung des Privateigentums die nun herrenlosen Produktionsmittel verwalten solle»⁶, was bei der Einführung des «Sozialismus» in Rußland schwerwiegende Konsequenzen zeitigte.

Als nicht minder gefährlich erwies sich der nie genau definierte Begriff einer «Diktatur des Proletariats», der in der Folgezeit sogar einem Stalin als Deckmantel für seine Terrorherrschaft dienen konnte. Nach Marx setzt der Sozialismus eine Herrschaft des Proletariats als herrschende Klasse voraus, um die alten Produktionsverhältnisse aufzuheben. Er blieb jedoch nicht dabei stehen sondern meinte, daß mit der Aufhebung der alten Produktionsverhältnisse auch den einstigen Klassengegensätzen die Grundlage entzogen würde. Damit würden die Klassen und auch die Herrschaft der eigenen Klasse dahinfallen, ebenso wie der Staat, der ja nur ein Zwangsinstrument der herrschenden Klasse darstellt.⁷

Auf diese Weise mündet der Sozialismus zwangsläufig in die *kommunistische Endgesellschaft*, die mit allen Attributen eines irdischen Paradieses ausgeschmückt ist. Die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit verschwinden ebenso wie der Gegensatz zwischen körperlicher und geistiger Arbeit. Die Arbeit selbst ist nicht mehr nur ein Mittel zum Leben, sondern Lebensbedürfnis (d.h. jeder arbeitet mit Lust so viel er kann). Dementsprechend müssen denn auch die Produkte nicht mehr der Arbeitsleistung entsprechend ausgeteilt werden, sondern nach dem Grundsatz: «Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!»⁸

Die Aufsplitterung des ursprünglichen Marxismus in eine Vielzahl von sich zum Teil erbittert bekämpfenden Marxismen hat ihren Ursprung wohl nicht zuletzt in der Tatsache, daß Marx mit seinem Werk zwar eine geniale Kritik der bestehenden Zustände des Frühkapitalismus lieferte, die weitere Zukunft jedoch weitgehend bloß negativ umschrieb, d.h. er sagte eigentlich nur, was künftig nicht mehr sein werde bzw. sein solle. Über die fundamentalen Fragen der Zukunft äußerte er sich höchst allgemein und unkonkret. Er hatte zwar einen Rahmen abgesteckt, der von seinen Nachfolgern und Adepten mit den ihnen passenden Vorstellunggehalten ausgefüllt wurde, wobei sie sich alle auf Marx beriefen und es auch heute noch tun.

Engels hatte Marx als *Vermittler des Bewußtseins des Proletariats* verstanden, und in dieser Rolle sahen sich Marxens Nachfolger, ob sie nun Engels, Kautsky, Lenin, Trotzki, Stalin oder Mao Tse-tung hießen. Jeder von ihnen behauptete, wie auch die großen Vertreter der verschiedenen marxistischen Schulen und der Neuen Linken, die Gedankengänge von Marx auf die gegebene Situation richtig anzuwenden, wobei sie diese allerdings beinahe zwangsläufig veränderten. Im Grunde genommen ist jeder von ihnen ein «Revisionist», selbst wenn sie vorgaben, den Marxschen Analysen getreulich zu folgen.

(2. Teil folgt)

Robert Hotz

¹ Arnold Künzli «Die Situation des Marxismus heute», Referat im Kolloquium über neuere Marxismusliteratur (SS 1969)

² Vgl. Nicolas Berdiaeff «Christianisme – marxisme» Paris 1975

³ Vgl. N. Berdjajew «Wahrheit und Lüge des Kommunismus», Baden-Baden 1957

⁴ Vgl. «Grundlagen des Marxismus-Leninismus», Berlin 1960, S. 147–156

⁵ Vgl. Karl Marx «Das Kapital» Bd. I, S. 473

⁶ Vgl. A. Künzli, wie ¹

⁷ Vgl. «Kommunistisches Manifest» (K. Marx, «Die Frühschriften», Stuttgart 1953, S. 548)

⁸ Vgl. K. Marx «Kritik des Gothäer-Programms» (K. Marx «Auswahl», Frankfurt/M. 1956, S. 205)

Entwicklungshilfe in der Sicht christlicher Unternehmer

Am 15. Weltkongreß der UNIAPAC, der internationalen Zusammenfassung christlicher Unternehmer-Organisationen, vom 14. bis 17. September 1976 in Zürich wurden einige Tendenzen sichtbar, die es verdienen, beachtet zu werden. Die 600 Teilnehmer kamen aus 30 Ländern und 4 Kontinenten, allein die schwarzen Afrikaner kamen von der Elfenbeinküste, Zaïre, Mali, Rwanda, Obervolta, Nigeria mit gegen 100 Teilnehmern angefliegen, ferner von den Philippinen 15, eine Reihe aus fast allen Ländern Lateinamerikas.

Obwohl – oder vielleicht weil – das Thema des Kongresses weit gespannt war («Prioritäten für heute – der Unternehmer angesichts der neuen Weltwirtschaftsordnung»), traten die innerbetrieblichen Probleme wie Lohnfragen, Mitbestimmung, Partizipation, ebenso Fragen des Privateigentums, des Kapitalismus, der Klassegegensätze, Verstaatlichungen usw. diesmal weit hinter den Fragen der *Entwicklungspolitik* zurück. Das kam nicht nur in der Teilnehmerschaft, sondern auch in der Liste der Vortragenden und in der Themenwahl der Vorträge und Arbeitsgruppen zum Ausdruck.

Dabei war auffallend, wie sicher und selbstbewußt gerade die schwarzen Industrieführer aus *Afrika* auftraten: keineswegs als Bittsteller, wohl als Lernbegierige, vor allem aber als ebenbürtige Partner. Sie sind nicht in engem Nationalismus verkrampft, sondern drängen im Gegenteil auf den Weltmarkt und möchten alles tun, um hier in fairem Wettbewerb zu bestehen. Es wurde deutlich ausgesprochen, daß sie keineswegs veraltete Technologien wollen, weil sie sonst einerseits auf dem internationalen Markt nicht wettbewerbsfähig wären, andererseits aber auch nicht ordentliche Löhne zahlen könnten, was nicht nur zum Sprengen der menschlichen Lebensenge, sondern auch für den Aufbau eines tragfähigen Binnenmarktes unerlässlich sei. Außerdem würden gerade die tüchtigsten Mitarbeiter unvermeidlicher Weise in die Politik, die Beamtschaft, die akademischen Berufe oder die Armee abwandern, die ihren Angehörigen hoch entwickelte Geräte und gute Aufstiegschancen bereithalten. Ebenso deutlich wurde freilich, daß gerade in Afrika zumindest der Führungsstil ein anderer sein muß: Der Afrikaner, von seiner Tradition her, wenigstens im kleinen Kreis, ist mehr auf Verhandlung, auf «Palaver», auf Ausgleich als auf Befehl und bruske Konfrontation eingestellt. Hier wurden auch die engen Grenzen der Übertragbarkeit etwa europäischen Managements auf afrikanische Verhältnisse mit ihrem starken Familien- und Clan-Zusammenhang sichtbar.

In ehrlicher Selbstkritik wurde auch offen zugegeben, daß leider der innerkontinentale Austausch über die Ländergrenzen hinweg sowohl in Afrika wie in Lateinamerika noch viel zu wünschen übrig lasse. Der Handel gehe eher von Kontinent zu Kontinent als von Land zu Land. Hier ist noch enorm viel nachzuholen.

Auffallend glimpflich, ja vielfach geradezu wohlwollend wurden die *Multinationals* in ihren Leistungen anerkannt. Und dies nicht nur, weil Vertreter etlicher multinationaler Unternehmungen wie Unilever, Shell, Nestlé, Großbanken unter den Teilnehmern sassen; es wurde anerkannt, daß ihnen vor allem der Transfer leistungsfähiger Technologien, noch mehr aber die Heranbildung qualifizierter Kader und Unternehmer zu verdanken sei. Dies alles natürlich in der Sicht der Unternehmer, aber immerhin bemerkenswert. Für eine ausgewogene Aussprache fehlten Vertreter der Gewerkschaften, der Landwirtschaft, des Gewerbes und des Kunstgewerbes (die ja international auch eine große Rolle spielen, im Aus-

tausch zwischen den Entwicklungsländern aber gerade nicht ins Gewicht fallen). Es war ja auch nicht eine Wirtschaftskonferenz, sondern ein Kongreß von Unternehmern.

Bei den Unternehmern der *Industrielländer* fiel auf, daß nach Jahren der Bedrängnis, des Bedrücktseins und der Defensive die Zuversicht, ja der Offensivgeist wieder Oberhand gewonnen haben. Man ist sich bewußt, daß man nicht nur persönliche Interessen, sondern auch Menschheitswerte der Persönlichkeit und der Freiheit zu verteidigen hat. In der ganzen Welt scheint das Verlangen nach Freiheit und Entfaltung persönlicher Kraft eher wieder gewachsen zu sein – wie z. B. die Wahlparolen und ihr Widerhall in Deutschland und sogar in Italien zeigen.

Darüber hinaus ist ein doppelter Bewußtseinswandel spürbar. Man ist sich noch bewußter geworden, daß Betriebe und Unternehmen nicht bloß wirtschaftliche, technische und finanzielle Probleme haben, sondern Lebens- und Entfaltungsraum für Menschen sein müssen, daß die Arbeiter und Angestellten nicht bloß Arbeitnehmer, sondern *Menschen* sind, die nach Selbstbestätigung und Entfaltung nicht nur *nach* der Arbeit im «Freizeitraum», sondern in der Arbeit selbst verlangen. Dieses Bewußtsein scheint bei den Europäern nach vielen Kämpfen und bitteren Erfahrungen heute stärker entwickelt zu sein als z. B. bei den afrikanischen Unternehmern. Von Sorge um die Erhaltung afrikanischer Kultur und Lebenswerte war gerade von dieser Seite wenig zu hören. Wahrscheinlich sind auf der heutigen Stufe der Entwicklung diese Unternehmer zunächst einfach überfordert. Es ist schon viel, daß sie nicht nur traditionell, sondern unternehmerisch zu denken gelernt haben. Die Sorge dieser Unternehmer ist – vielleicht bedauerlicherweise – weniger auf Arbeitsbeschaffung als auf Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt eingestellt. Umso größer ist die Verantwortung, die Kirchen, Staatsmänner, Lehrer, Künstler zu tragen haben.

Bei den Unternehmern der Industriestaaten ist ferner das Bewußtsein der Mitverantwortung für die Entwicklungsländer gewachsen. Man will diesen Ländern wirklich helfen, nicht bloß aus Gründen der Selbsterhaltung oder der Nächstenliebe, sondern auch, um fähige Partner zu gewinnen. Man wurde dabei lebhaft an die amerikanische Marshallhilfe erinnert, die ja auch nicht nur aus Mitleid mit den zerschlagenen Europäern oder aus schlechtem Gewissen, sondern nach wirtschaftlichen Grundsätzen zum Wiederaufbau eines freien und leistungsfähigen Weltmarktes geboten wurde.

Eine Besonderheit dieses Weltkongresses sei noch erwähnt: Für die Schlußsitzung hatte man zu einem kritischen Rückblick einen französischen Wirtschaftsjournalisten eingeladen, der sich gleich in seiner Einleitung als Nicht-Mitglied, Nicht-Unternehmer, Nicht-Christ, ja nicht-gläubig bekannte. Sein Hauptindruck war, daß zu viel Übereinstimmung und ein großer Optimismus vorgeherrschte hätte, daß man aber noch mehr auf einen wirklichen Wandel der Gesinnung (Unternehmer-Ethik) hätte Nachdruck legen sollen!

Übrigens waren auch die Mitglieder nicht lauter Christen. Eine größere Delegation aus Afrika bestand mehrheitlich aus Muslimen, die an Ort und Stelle mit ihren christlichen Kollegen eng zusammenarbeiten. Erkundigt man sich, wie das möglich ist und was sie an der von Christen gegründeten Vereinigung anzieht, erhält man folgende Antwort: Bei anderen Zusammenkünften muß man diplomatisch hundert Rücksichten, nationale, konfessionelle usw., nehmen. Hier besteht ein Forum, wo man unbefangen über berufliche Probleme reden kann. Hinzu tritt ein gemeinsamer Hintergrund des Gottesglaubens, wobei die Christen ihre längeren Erfahrungen mit der Industriegesellschaft einbringen.

Jakob David

Der Mensch, der zu fragen vergißt

Edwin Wolfram Dahl wurde 1928 in Solingen geboren. 1970 erschien sein erster Gedichtband *Zwischen Eins und Zweitausend*, 1974 sein zweiter *Gesucht wird Amfortas* (Bechtle-Verlag). Schon vorher hatte Dahl Gedichte in namhaften Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Beim «Amfortas» steht der Titel selbst eigentlich nur über einem Prosastück von 12 Seiten, aber das Gralsmotiv, das der Autor verwendet, findet sich ebenso in den Gedichten und anderen kleinen Prosastücken desselben Bandes. Der Mann *P wie Parsifal*, der es versäumt hat, nach der Wunde des Amfortas und der blutenden Lanze zu fragen, ist der Mensch von heute, der vergißt, zu fragen, obwohl Existenz- und Weltangst ihn ständig vor die Frage nach dem Sinn oder Un-Sinn seiner Existenz, seines In-der-Welt-Seins stellen. So wird der Mensch aus Frage-Vergessen schuldig, mitschuldig an Elend, Terror, Mord, Krieg, Folter, Verfolgung in dieser Welt.

Die Sprache ist bei Dahl sparsam in der Wortwahl, nüchtern, knapp, präzise, verschlüsselt. Er liebt kurze, abgestoßene Worte, das Stakkato. Ein Beispiel aus dem ersten Band von 1970 ist das Gedicht *Alleingang*:

Im Schneehelm
gehen
eine Handvoll
Worte
über der Schulter
Niemals
sich umsehen

Das Gepäck beim Alleingang ist «eine Handvoll Worte». Nach vorn schauen, nicht «umschauen», nicht ringsum schauen, nicht unschlüssig werden. Aber wer so lebt, lebt unsicher, ängstlich, er lebt eben im *Alleingang*. Der verschlüsselte Sinn muß erst entborgen werden. In einem Gedicht desselben Bandes *Das Zimmer* heißt es, der Mensch sei «ein Entwurf, ein angefangenes Crescendo», ein «zwiespältiger Schatten».

In *Gesucht wird Amfortas*: dieselbe Vorliebe für Ellipse, Wortknappheit, Präzision, Verschlüsselung wie im ersten Band. Das Gedicht *Wörtertisch*: Schreibtisch, Füllhalter, das Geschriebene

Die Füllhalter
wie Waffen
über Kreuz.

Der Schreibende stellt sich selbst in Frage. «Die Tinte», mit der er schreibt, ist «pessimisten-schwarz». Das Dunkle, Schwere, Fragwürdige von Mensch- und Weltsein. Das Gefährliche des Schreibens wie ein Waffengang. Eine «gelöschte Syntax», wo Menschen, Meinungen, Dinge, Sachen wie «abtreibende Papierkörbe» sind.

Es können:

Dich
(schwanenschwarze
Schwermut)
ein für allemal
dich
über die Schulter
werfen:
einen Kohlensack
in sein Bergwerk
zurück.
Dabei lachen
lachen können
(Niemals in dieser Welt)

Der Autor möchte die schwarze Schwermut «über die Schulter werfen», hinter sich bringen, so wie einen Kohlensack, wenn man ihn sich über die Schulter wirft und dabei erleichtert lacht, aber es ist «niemals in dieser Welt möglich».

Wie bei Celan macht auch bei Dahl die Sprache mit ihren Interjektionen, Textverkürzungen, Auslassungen, Abbrüchen, mit ihrer eigenwilligen Syntax die SOS-Situation des menschlichen Daseins in der technokratischen Gesellschaft von heute offenbar. Dahl erinnert in Sprache und visionärer Schaukraft an Paul Celan und Ingeborg Bachmann. Er kämpft wie beide mit der «Banalität des Bösen» (Hannah Arendt). In *Celan in memoriam* wird der Dichter – Celan ertränkte sich 1970 – «mundtot» aus der Seine gezogen, aber sein Atem bleibt ungeboren, sein Schweigen redet:

Dein Mund:
noch halb im Wasser
Ihn wenden sie
Nicht deinen
Atem.

Sprache, Worte können töten. Tod durch Worte bleibt ohne Strafe:

Worte: ermordet
Worte ungestrafte
die töten
können
Oder Worte:
ermordet
von Worten
Satzhäupter
abgetrennte
von Satzrümpfen.

Worte von Worten ermordet. Man tötet so Worte der Menschen durch Worte und die Menschen selber. Worte werden aus dem Zusammenhang gerissen, um zu diffamieren. Der Zusammenhang wird geschleift oder abgeschoben:

Umgeleitet
Auf Abstellgleis
Nie mehr
angekoppelt
Häftlinge
in Einzelhaft
Unter Verhör
Spießbrutenlauf
für Worte
mitten
durch Worte.

In jeder Diktatur sind Menschen durch Worte und Worte selbst durch Worte mit dem Tode bedroht. Sie kommen wie «Häftlinge in Einzelhaft». Weil Menschen solche Worte sagen, müssen sie, das Sagen und das Gesagte spießbrutenlaufen, mitten durch eine Gasse tödender Worte.

Auch in den lyrischen Prosastücken arbeitet Dahl mit Verschlüsselung, Verhüllung, Verfremdung. Er ist ein hermetischer Dichter. Das Gesagte und Gemeinte sind nicht identisch, bedürfen der Entschlüsselung. In Gedicht wie Prosastück sind die Worte hermetisch verschlossen. Wie Gefäße durch magische Siegel verschlossen. Hermes Trismegistos lebt poetisch auf orphisch-magische Weise, ähnlich wie bei dem italienischen Lyriker Ungaretti, in Dahl weiter.

Unser Autor weiß, daß wir nicht aus der Zeitsituation aussteigen können. Ist er deshalb ein politischer Dichter? Welche Ideologie hat er? Steht er links? Aber es geht ihm nicht um eine Ideologie, ein Parteiprogramm, eine Richtung. Mittelpunkt seiner Dichtung ist menschliches Dasein und Mit-Dasein als In-der-Welt-Sein. Als Sorge, Angst und Stehen vor dem Nichts, als Warten auf ein Kommendes, ein Eschaton, noch verschlossen, verhüllt. Dahl sagt, daß von allen Philosophen Heidegger ihn am stärksten getroffen, betroffen habe. Heute kann kein Dichter unpolitisch sein. Dahl klagt an, aber auch sich selbst. Wir alle sind schuldig, mitschuldig. Das ist der Tenor in den Prosastücken *Fluchtversuche* und *Gesucht wird*

Amfortas (Teil 2 und 3 von *Amfortas*). Die Welt ist das «Zimmer», aus dem wir nicht herauskommen. Wir haben nicht, sind bloß gehabt. Dieses Zimmer bewohnen wir nur möbliert, nicht als Besitzer. Man bewohnt ein «Quadrat», nimmt es ein, ohne es zu besitzen. Diese Welt ein «Kasten der Konversation auf Gegenseitigkeit». Da ist alles gekonnt. Man schreibt Briefe, richtet Grüße aus, nur so hingeschrieben, so unecht, so «behandschuht».

Politisches, Sport, Flugzeuge, Kriegsschiffe, «abgeschossene Bäume – standrechtlich hingemähte Felder, strangulierte Straßen – gebrochene Gelübde». Eine totale Verdüsterung unserer Horizonte wird auf makabre Weise offenbar. Es ist alles so paradox. Man trägt «Kerzen nach Lourdes» und «Hosianna in die Fußballstadien». Und «Wer mit Asche im Koffer reist, Wer mit Flaksplintern im Koffer reist. Nach Hiroshima. Nach Pearl Harbour.» Das eine widerspricht dem anderen: «Eine Mütze voll Reis. Eine Mütze voller Hymnen. Eine Mütze voller Bewältigung».

Die einen haben alles, die anderen nichts. Die «Führer auf beiden Seiten», sie «fahren stehend die Fronten ab». Auf der einen Seite die «Esel zur Schlachtbank geführt», auf der anderen Seite «die Goldkälber». Hier «Mützen voller Nieten», dort «Bürgersteige ohne Medikamente». In der Wohlstandsgesellschaft «dampfen die Müllberge von Brot».

Schicksale, Verhaltensweisen, Liebe, Haß, Isolierung, Schuldgefühle, das alles bedrängt uns, nimmt uns den Atem. «Das Zimmer, an das du gerietst. Die Welt. Aus der du nicht herausfindest. Du bist es noch immer.» Spricht aus diesen Textverkürzungen nur tintenschwarzer Pessimismus oder gar Verzweiflung? Der Autor stellt existentielle Fragen in Lyrik und Prosadichtung. Er ist Dichter, nicht Philosoph, macht nicht in Weltanschauung. Er verfolgt keinen Zweck. Er setzt nicht sprachliche Mittel ein, um selbst- oder ideologiedienlich einen literarischen Nutzeffekt zu erreichen. Aber er fragt nach dem Sinn.

Wird Sinn Un-Sinn, Wider-Sinn? Ist von Religion reden nicht Blasphemie, das Religiöse pervertiert? «Am Anfang das Wort. Am Ende das Wort. Das Wort: überschuldet, hintergangen, unterkühlt. Verketzert in riesigen Setzereien. Verblutet unter Rotstiften». Die sich religiös, christlich nennen, einen «Gott anbeten: geschultert, geschient, betreibt. Das abgeorgelte Königspiel. Das Kreuz unter Tragflächen. Bomben in Übereinstimmung mit Seinen Plänen». Das ist die Situation der Welt heute. Man denke an Nordirland:

ORIENTIERUNG *Herausgeber:* Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
Schweiz, Kreditanstalt Zürich-Enge Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postcheck Stuttgart 62 90-700
Österreich: Postsparkasse Wien Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheck Roma 1/28545
Abonnementspreise:
Schweiz: Fr. 28.— / Halbjahr Fr. 16.— / Studenten Fr. 19.—
Deutschland: DM 29.— / Halbjahr DM 16.— / Studenten DM 20.—
Österreich: öS 195.— / Halbjahr öS 120.— / Studenten öS 120.—
Übrige Länder: sFr. 28.— plus Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr./DM 35.— (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzexemplar: Fr./DM 1.70 / öS 10.— plus Porto

Wir suchen eine

Sekretärin für unsere Redaktion

Aufgabenbereich: Schreibarbeiten (ab Diktaphon und schriftlichen Vorlagen), Korrespondenz, Korrekturen und allgemeine Büroarbeiten.

Voraussetzungen: Flinkes Maschinenschreiben und perfekte Rechtschreibung der deutschen Sprache.

Eintritt: So bald wie möglich oder nach Vereinbarung.

Wir bieten abwechslungsreiche Arbeit in gutem Betriebsklima und zeitgemäßes Salär.

Schriftliche Offerten mit Referenzen sind erbeten an:

Direktion ORIENTIERUNG
Scheideggstraße 45
CH-8002 Zürich

Christen schießen auf Christen. Man denke an den Libanon: Christen schießen auf Moslems. Man denke an die Vergangenheit. War es die Jahrhunderte hindurch, anderthalb Jahrtausende hindurch nicht immer so? Christus als Feldzeichen, christliche Könige, Kaiser, Kirche als Institution im Kampf mit Institutionen, mit Christen, Ketzern, Heiden.

Ein Mensch «mit Namen P. wie Parsifal» sucht, irrt, sieht, erfährt Leid, Elend, vergißt zu fragen. Am Ende wird er doch getroffen, betroffen und findet die Antwort, auf die Amfortas wartet. Diese Antwort heißt: «In der Welt haben sie Angst», was auch heißt «Eli, lama sabachani». Das ist die Angst, die nach dem abwesenden Gott ruft, damit er anwesend sei.

Martin Heidegger schreibt Dahl in einem Brief vom 19. Mai 1974 über *Gesucht wird Amfortas*: «Darin lautet das letzte Wort (In der Welt haben sie Angst). Wenn es die hellsichtende Angst vor dem Versäumnis der Erfahrung des Vorenthaltens des Heiligen meint, haben Sie eine weithin freilich noch verborgene Weltstimmung genannt.» Es drängt sich uns bei diesen Worten des Philosophen die Frage auf, ob nicht spekulatives Denken und dogmatische Fixierungen in der Theologie dieses «Versäumnis», diesen «Vorenthalt», gefördert haben. Heideggers Wunsch am Schluß des Briefes ist «die Inständigkeit des Ganges auf dem begonnenen Weg und die Möglichkeit für ein sparsames, jeweils ausgereiftes Sagen in einem Zeitalter des geschickten, aber selten schicklichen Daherredens und Schreibens». *Heinrich Lehwalder, Limburg*

Zur Titelseite

Die kleine Meditation wurde durch den Beitrag von Hermann Levin Goldschmidt «Der abgenommene Judas» in Nr. 5, S. 58, veranlaßt. Sie ist somit ein «feed-back», das aber aus langjähriger eigener Vertrautheit mit der Darstellung von Vézelay stammt und diese verinnerlicht: Steckt nicht in jedem von uns Judas, macht nicht jeder die Erfahrung von «Verrat», ist nicht jeder auf solche Vergebung angewiesen, um nicht zu verzweifeln? – Erst wenn wir dessen inne werden, mag es uns gelingen, die eigenen «Feindbilder» abzubauen, deren «Genesis» im Kollektiv *Max Frisch* als Schriftsteller beschäftigt hat: «wie ein Ressentiment, Projektion der eigenen Widersprüche auf einen Sündenbock, ein Gemeinwesen erfaßt und irreführt: die Epidemie der blinden Unterstellung, der Andersdenkende könne es redlich nicht meinen; wie aus der Angst vor der Selbsterkenntnis (sie fällt uns allen schwer) der kollektive Haß entsteht, der ein Feindbild braucht, dieses oder jenes...» (Rede in der Frankfurter Paulskirche am 21. September 1976).

AZ Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich